Tagebuchblätter

Autor(en): **Escher, Nanny von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575643

Nutzungsbedingungen

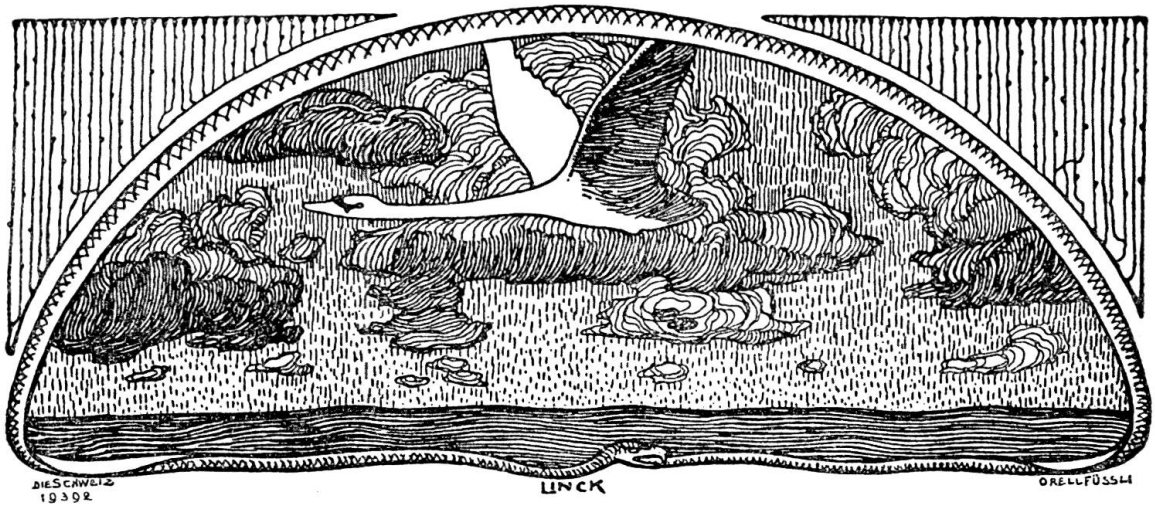
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Einſamer Abend

In der leeren Flaſche und im Glas
Wankt der Kerzenſchimmer,
Es iſt kalt im Zimmer,
Draußen fällt der Regen weich ins Gras.

Wieder legſt du nun zu kurzer Ruh
Frierend dich und traurig nieder.
Morgen kehrt und Abend wieder,
Kehren immer wieder,
Aber niemals du.

Hermann Heſſe, Bern *).

Tagebuchblätter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Nanny von Eſcher, Albis.

Albis, 28. Oktober.

Zum Troſt und zur Linderung gibt der Arzt dem Kranken gewöhnlich ein Mittel, das, in kleinen Doſen genommen, ſchließlich Großes wirkt. Genau wie das Tagebuch! Es hilft die Einſamkeit nicht bloß ertragen, es lehrt ſie genießen.

Schon einmal, vor einigen Tagen, hatte ich meine Gedanken ordnen wollen; allein wie damals der Wind die Ranken am Spalier draußen ſo unbarmherzig peitſchte, daß die unterſten immer obenauf kamen, jagten ſich in meinem Kopf die Erinnerungen. Was längſt vergangen, trat plötzlich mit einer Deutlichkeit vor das geiſtige Auge, daß ich nur alte Geſchehniſſe hätte berichten können. Unſere Loſung aber heißt Arbeit, nicht Traum. Und doch — jede Arbeit von heute kann zum Traum werden, über den wir uns an einem fernen Tag freuen. Würde auch jeder Traum, dem wir jetzt mit wachen Augen nachſinnen, in erfolgreiche Arbeit ſich umſetzen, dann wären wir überglückliche Leute.

29. Oktober.

Trübe iſt es heute. Der Himmel zeigt reſignierte Stimmung. Alle Gartenwege ſind gelbgrau, dicht mit Tannennadeln beſtreut. An ſolchen Tagen ſind die Städter zu beneiden, die von der Trauer der Natur ſo ſelten etwas ſehen, während wir auf dem Lande förmlich mitleiden müſſen.

*) Mitt. d. Red. Das Titelgedicht im letzten Heft ſtammt, unnötig zu ſagen, von Meinrad Lienert; durch Verſehen iſt der Autorname weggeblieben. — In unſerer letzten Nummer hat die erſte Reihe von Heinrich Federers „Nikolaus von der Flüe-Studien“ ihren Abſchluß gefunden; die zweite hoffen wir im neuen Jahrgang unſern Leſern beſcheren zu können.

Die klagend zitternden Töne des Jagdhorns vervollständigen den wehmütigen Eindruck; doch vielleicht bricht später die Sonne durch und läßt uns rasch vergessen, wie freudlos der Morgen war.

Ein solch dunkler Morgen war meine Kindheit, trotz aller Liebe, die mich schützend und zärtlich sorgend umgab. Meist war ich kränklich und immer ängstlich und schüchtern. Erst gegen Abend ist es hell geworden, zu einer Zeit, da für andere die Sonne untergeht. Der Beruf hat mir die Freunde zugeführt, und fast täglich erinnert die einlaufende Post, wie reich er mich gemacht hat und wie er mir die Lebensluft verschafft, deren ich in dieser Bergesstille bedarf; denn das wundertätigste Medikament, das ich kenne, ist die Freundschaft. Sie wird nur meines Erachtens viel zu wenig als schaffende Kraft ausgenützt. Ich wollte, sie wäre mir stets dienstbar. Daß ich aus der Ferne den Freunden keinen Verdruß abzuschwächen, keine Sorgenfalte zu glätten vermag, ist der Schatten, der jeder Freude folgt, der Herbstwind, der über mein Herz streicht.

30. Oktober.

Der Regen, der heute fällt, ist mit Schnee vermischt. Nun wird der Winter bald einrücken mit all seinen Quälereien. Hoffentlich werden diese Blätter zur Feuerstelle, bei der ich innerlich warm bleibe! Im Geist halte ich jetzt Einkehr in einem Bauernhof, einem stattlichen Heim droben am See. Die alte Bäuerin, die zu Grabe getragen wird, war in jungen Jahren Köchin im Hause meines Onkels. Ich seh sie noch vor mir im blauen Kattunkleid, mit kleinen weißen Blümchen bedruckt. Den Schmuck des schlichten dunkeln Gewandes bildeten die steifen, dreimal längs- und dreimal quergefalteten Hemdärmel, die in ihrer blendenden Sauberkeit den Stolz der Trägerin ausmachten. Wollte Babeli aber ganz schön sein, so paradierte sie in der Tracht der Klettgauer Mädchen. Für mich starb mit ihr ein Teil der wirklich guten alten Zeit. Babelis Küche war wie eine Prunkstube. Die großen Kupferkessel, die prächtigen Töpfe und Mörser aus Erz und die zahllosen Messingsachen glänzten, daß es eine Lust war, sich darin zu spiegeln. Verdrängt hat die Neuzeit mit ihren Erfindungen die meisten dieser Gerätschaften. Das reinigende, erfrischende Naß führt die Wasserleitung in den Küchenraum, aus dem die platzversperrenden Kupfergefäße eilig entfernt wurden, und die Maschinen, die den Zucker zerkleinern, ließen den Glockenton der Mörser verstummen. Viele von Babelis Gerichten sind ebenfalls der Vergessenheit anheimgefallen, und verschwunden ist vor allem jene rührende Treue, die Babeli eigen war. Bis zu ihrem Lebensende hing die reiche, greise Bäuerin an ihrer Dienstherrschaft. Onkel und Tante sind schon lange tot, allein zur ganzen Verwandtschaft blieb Babeli in Beziehungen. Alle kannte und liebte sie, und von allen wurde sie geschätzt. Eine solche Leibeigenschaft funkelt noch heller als das schimmerndste Metall.

Der Briefträger hat wieder viel gebracht. Ich wünschte, die Frauenrechtlerinnen, die in ihren Hetzartikeln eifern und geifern, könnten nur während einer Woche meine Postsachen kontrollieren. Vielleicht würden sie dann die eine oder andere ihrer Anklagen nicht mehr so selbstbewußt hinausschmettern.

Mich hat heute vor allem die vertrauliche Mitteilung eines ernsten Geschäftsmannes gefreut. Solange ein solcher, der mitten im Leben und Wirken steht, einer einsamen dichtenden Frau seine Zukunftspläne und Wünsche offenbart und um ihren Rat bittet, ist das Ansehen des zielbewußten Weibes noch lange nicht so erschüttert, wie jene Sippe glauben machen will.

Trotz dem strömenden Regen kam nachmittags ein Bürstenmann ans Gartentörchen. Als er im Frühling hier war, erzählte er mir, seine Frau sei mit seinem Bruder, der ihr plötzlich besser gefallen habe als er, durchgebrannt. Beim Anblick des Hausierers fiel mir diese Geschichte sofort wieder ein, und so fragte ich denn: „Wie geht es den Kindern ohne Mutter?“ „Ja, die ist bei ihnen,“ erwiderte er verschämt; „sie ist zu mir zurückgekehrt, da sie halt doch einsehen mußte, daß dort auch nichts war.“ „Das freut mich für Euch,“ sagte ich, um seine Verlegenheit zu beschwichtigen. Nun flog über sein vergrämtes Gesicht ein trübes Lächeln: „Ja, 's ist besser so — ich war gar allein!“ Wie

traurig das klang! Rasch schloß ich den kleinen Handel ab, und fröstelnd ging ich ins Haus zurück.

31. Oktober.

Auch heute war es düster draußen; aber ich spürte nichts, mir schien die Sonne ins Herz. Die Briefe der Freunde erschließen ein Zauberland, in das kein Nebel und keine Finsternis dringt.

1. November, Allerheiligen.

Liebe Gäste brachten nachmittags Leben ins Haus. Sie gehören zum Sonntag, verbreiten Feststimmung und stärken uns für das Einerlei der Woche. Schon der Vormittag ließ sich festlich an. Eine Nachbarin schickte durch ihr blondhaariges Töchterchen einen schönen Blumenkohl, eine andere entfernt wohnende Bäuerin überraschte uns mit einem prächtigen Strauß Nelken, Geranien und Fuchsien, den Zierden des Fensterbrettes.

2. November, Allerseelen.

Wir hatten keinen stillen Allerseelentag. Besuche kamen. Nicht bloß die Abgeschiedenen, auch die Abgelegenen wurden bedacht, was das Richtigste ist; denn was nützt alle Liebe nach dem Tode?

Uebrigens wurden hier die Toten nicht vergessen. Unter den anwesenden Damen waren Schwester und Nichte eines jungen Mannes, der uns in rührender Anhänglichkeit zugetan war. Seit vierzehn Jahren liegt er im Grabe. Seine Angehörigen hatten wir nicht gekannt. Weil jedoch die letzten Gedanken und Grüße des Sterbenden uns galten, suchten sie den Pfad auf, den der Verstorbene beim tiefsten Schnee unzählige Male gegangen war, und bewahrten uns seitdem die ererbte Treue. So erschien mir der heutige Besuch wie eine Art Allerseelenkultus.

Selbst die Briefe paßten zum Totenfest. Besonders einer. Er brachte Kunde von drei Generalstöchtern, die mir letztes Jahr ihre Aufwartung gemacht hatten. Die beiden Aeltesten, von denen eine Herman Grimms Freundin war, schienen nur Seele und Geist. Das bißchen Körper verschwand in eigentümlich geformten Kleidungsstücken, die an die flatternden Gestalten erinnerten, die den Landleuten zum Schutz ihrer Felder dienen. Nur die Jüngste war außer Seele und Geist auch eine normale kräftige Erscheinung. Nun ist diese begabte, sympathische Persönlichkeit, welche die andern mit mütterlicher Liebe lenkte, in einer Nervenheilanstalt untergebracht. Wie hilflos werden sich die armen Schwestern fühlen! So wenig der Vergleich als Bild stimmt, muß ich doch immer an piepsende Vögelchen denken, die ein Wirbelsturm aus dem Nest geworfen hat. Und wie mag der gewesen sein, der in der kranken Seele wütete, bis sie — gebrochen — ihr Hüteramt ablegen mußte? Hat die allgewaltige, grausame Natur sich gerächt, weil das energische, kluge Weib sich überschätzt hatte?

Während ich so an die Toten dachte, die in Gräbern ruhen, und an die hinter den Mauern eines Krankenhauses lebendig Begrabenen, blieb mein Blick an den Steinen haften, die unter den hohen Bäumen unseres Gartens eine Freistatt gefunden haben. Unsere rastlose Zeit, die im steten Drang nach Betätigung über die Gräber der Vorfahren hinwegschreitet, schob sie, die einst als Zeichen der Liebe gesetzt worden waren, achtlos beiseit. Oft beschäftigen sich meine Gedanken mit diesen heimatlosen Grabsteinen und den Gestalten, von denen die Inschriften Kunde geben. Namen und Daten verraten nichts; aber Erinnerungen aus früheren Jahren oder Bilder jener Toten helfen der Phantasie nach und zaubern die ganze Schar in die dunkeln Schattenwege. Die vier ältesten Grabsteine stammen aus dem kleinen Friedhof im Fraumünsteramt. Sie formten, überwuchert von großblättrigem Efeu, eine trotz aller Schlichtheit wirkungsvolle Gruppe, wie diejenigen, die dort bestattet waren, eine Familie gebildet hatten: Eltern, Schwiegertochter und Enkelin. Zuerst, vor nicht ganz hundert Jahren, war das Kindchen gestorben — an den Gichtern. Wenige Monate nachher folgte die junge Mutter, vermutlich aus Leid über den Tod des Lieblings. Viele Gegenstände, die sich aus ihrem Besitz erhalten haben, erzählen von ihr, und verschiedene Porträte auf Glas, Leinwand, Papier und Elfenbein zeigen das Bürgermeisterstöchterchen. Ein Silhouettenbild auf Goldgrund stellt die Vierjährige in einem schweren, bis auf die Füßchen reichenden Faltenkleid dar. Auf einem großen Oelbild erscheint sie ein Jahr

später in blauem Atlaskleid als Miniaturdämchen, das sehr selbstbewußt dem auf der Mutter Schoß stehenden Fruchtkorb eine große Traube entnimmt und dreinschaut, als wollte es sagen: „Mir gehört die schönste!“ Einfacher und natürlicher wirken eine Silberstiftzeichnung der Elf- und eine Miniatur der Dreizehnjährigen, und ganz bescheiden tritt zum letzten Mal im enganliegenden roten Empirekleid, das schmale Gesicht von Ringellöckchen umrahmt, die junge Frau auf, die mit dreißig Jahren schon dem Gatten und den Kindern entrissen wurde. Offenbar war die Kindheit die Glanzzeit ihres Lebens gewesen. Für den wirklichen Daseinskampf reichte die Kraft nicht aus; bloß für das kleine Feenreich mit seinen zierlichen Spielereien hatte sie genügt. Daß ihre Schwiegermutter sich durch Anmut, Geist und Tatkraft auszeichnete, bezeugen ihre Bilder, sowohl dasjenige der achtzehnjährigen à la Marie Antoinette gekleideten Braut wie das der Matrone mit den klaren Augen. Von der unsichtbaren Brücke, die zwischen beiden Miniaturen liegt, mag oft bitteres Weh die Freude verdrängt haben; aber wenn sein Ansturm noch so heftig war, diese Frau hielt stand. Sie war die richtige Stammutter, die ihren Nachkommen Mut und Festigkeit zu vererben vermochte. Nach drei Jahren schaufelte man neben ihrer Ruhestätte das Grab für den Gatten. Das erste Blatt des Stammbuches aus der Göttinger Studentenzeit ist mit der Silhouette des Neunzehnjährigen verziert. „Den Freunden“ steht daneben, und daß der kühn dreinblickende Jüngling viele Freunde an sich zu fesseln vermochte, beweisen zahlreiche Inschriften. Wohl allen, die sich in launigen und ernsten, sinnigen und zärtlichen Sprüchen verewigten, saß gleich ihm der Schalk neben dem Zöpfchen im Nacken, und zielbewußt stürmten sie der Zukunft zu. Allein auf einem Miniaturbildchen des jungen Ehemannes ist schon nach wenigen Jahren die ganze studentische Frische verschwunden. Wie ein kokettes Dämchen spreizt er die feinen Finger, um der goldenen Tabakdose graziös eine Prise zu entnehmen. Haltung und Kleidung erinnern an seinen Vater, den Landvogt. Noch steckt nicht viel Eigenes in ihm, nur Ueberlieferung. Doch das Leben hat ihn gehörig geschüttelt, und wie kaum ein anderer hat er verstanden, sich nach einer Niederlage tapfer zu erheben und dank seinen geistigen Fähigkeiten immer höher zu steigen. Die Silberstiftzeichnung aus dem Greisenalter gemahnt an einen friedlichen Sonnenuntergang, der für des Tages Dunkelheit reichlich entschädigte.

Diese Gestalten scharen sich, so oft sie, vom Gedanken bezwungen, aus den Rahmen heraustreten, um die unscheinbaren Sandsteine des einstigen Fraumünster Friedhofes.

Hinter Marmorkreuzen und Obelisken tauchen neuere Menschen auf. Eine Enkelin jenes Ehepaars, die nach zweijähriger Ehe kinderlos starb. Was von ihr zurückblieb, die breiten Blonden ihres Hochzeitskleides, durchbrochene Seidenstrümpfe und mit echten Spitzen umsäumte Taschentücher, geben die Umrißlinien eines feinen Bildes. Dann ihr Vater, ein strenger Herr, der sich bei Lebzeiten hinter Manuskripten, Büchern und Bildern vergrub, aber doch stets ein freundliches Wort und einen gütigen Blick jedem gönnte, der ihm nahte. In seinem Schreibtisch verwahrte er neben andern Kostbarkeiten einen vergoldeten Würfel, auf dessen zwölf Flächen die Spielregeln durch altertümliche Inschriften angegeben waren. Glöckchen im Innern des Würfels klingelten lustig, wenn er über den Tisch flog. Sie läuteten auch den Tod des alten Herrn ein. Am Abend hatte er mit den Enkeln gewürfelt, und mitten in der Nacht mußte sich das tapfere Herz dem Schicksalswurf „Lost stan!“ fügen.

Das weiße Marmorkreuz erzählt von einem verschrumpften alten Weibchen, das im Lenz seines Lebens einen vornehmen, reichen Bankier geheiratet hatte. Allein das Glück war nur von kurzer Dauer; die Ehe wurde geschieden, und die Vereinsamte führte ein altjüngferliches Dasein mit den damals üblichen Boston- und Whistpartien.

Einen starken Kontrast zu dieser stillen Existenz bildeten die Erlebnisse eines aus den Tropen zurückgekehrten Junggesellen, der als verhängnisvolle Mitgift außer dem Reichtum eine zerrüttete Gesundheit heimgebracht hatte und schon im besten

Mannesalter die Todesfahrt antreten mußte.

Unweit von dieser Grabstätte ist diejenige einer Greisin, die bis zuletzt klug und stattlich im hohen Lehnstuhl saß, um die Schultern weiche Umschlagtücher, auf den sorgfältig gescheitelten weißen Haaren eine Haube mit breiten seidenen Bindebändern und in den gepflegten, schön beringten Händen ein Strickzeug.

Den Schluß der Grabsteinserie bildet das winzige Steinchen ihrer Urenkelin, deren schwache Lebensflamme nach wenigen Wochen verlöschte. Die Kleine lag in Blumen gebettet im weißen Sarg, ein Engelein, das nur versuchsweise zur Erde gekommen war.

Liebe, die Tod und Grab überdauert, fordern die alten Leichensteine, jenen Herzenstribut, der allein einen frohen Rückblick in die Vergangenheit und einen ruhigen Ausblick in die Zukunft sichert.

3. November.

Abermals Besuch. Der Wintermonat läßt sich gut an. Nicht bloß Gäste stellen sich ein wie zur Frühlingszeit, auch ein Falter, ein prächtiges Pfauenauge, flattert vergnügt im Zimmer umher. Als ich ihn vor zehn Tagen zum ersten Mal sah, dachte ich mir, er werde bald wieder das Weite suchen; allein ich täuschte mich, er will offenbar überwintern. Mama fragt täglich: „Wie steht's mit der Menagerie?" Und sie freut sich, wenn er wie irgendein anderes Tier quer durch die Stube trippelt, Schritt für Schritt.

4. November.

Zum dicken Nebel, der heute alles verhüllt, sodaß nur die zunächststehenden Tannen dem Auge sichtbar bleiben, paßt die Schilderung, die mir der Gärtner soeben machte: Bei Nachbars Scheune treibe sich seit geraumer Weile ein verirrtes Weibchen herum. Sie gucke in jede Spalte, schleiche immer wieder von einer Seite zur andern und gebe den Vorübergehenden auf ihre Fragen, was sie dort suche, keinen Bescheid. Es müsse eine Blödsinnige sein, die einer Anstalt habe entrinnen können.

Ob wohl Erinnerungen sie an diesem dunkeln Spätherbsttag auf unsere stille Höhe gelockt haben? Ob sie in fröhlicher Jugendlust bei Nachbars Scheune Liebe und Ehre verloren hat und nun sucht, gleichwie unser Blick an der Nebelwand nach einem Lichtstrahl späht? Was die bejammernswerte Frau zu sagen wüßte, wir erraten es alle — helfen kann keiner. Der einzige, der ihr damals wohl hätte helfen können, wird zur Stunde auch im Nebel umherirren, im geistigen, moralischen oder körperlichen Elend untergegangen sein. Wir alle kennen den Nebel; aber wir wollen am Sonnenglauben festhalten. Verschwunden ist die Sonne nie, sie ist nur augenblicklich für uns verborgen, nicht verloren, wie das Glück der armen Verirrten bei Nachbars Scheune.

5. November.

Des Nordwinds dumpfes Grollen klingt aus dem Tal herauf. Bald, bald gibt's Schnee! Mama bringt die letzte Rose von der Terrasse, ein feines Pflänzchen, das dem Abkömmling eines alten Geschlechtes ähnelt. Die Außenseite ist tadellos; aber die innere Kraft zur Entfaltung fehlt. Vorbei ist die Zeit der Herrschaft. Ein anderer Luftzug weht — für Menschen und Rosen!

6. November.

Der Schnee, vor dem ich mich schon gestern fürchtete, läßt zum Glück noch auf sich warten. So hatte ich mich unnötig gesorgt, wie schon oft.

Als der Gärtner nach Tisch im nahen Wald Tannenreisig holte, um Mamas Lieblingspflanzen damit zu decken, sprang ihm ein schöner Fuchs quer über den Weg. Triumphierend malte er sich aus, wie er dem Tier, wenn er eine Axt bei sich gehabt hätte, leicht den Todesstoß gegeben haben würde. „So aber," schloß er seine Prahlhanserei, „gab ich ihm nur schnell einen Tritt mit den Holzböden."

Die Füchse in Menschengestalt, die unsern Pfad kreuzen, wollen wir auch treten, nicht mit den Holzschuhen des ländlichen Arbeiters, sondern mit Verachtung, die verkappte Gefühlsrohheit der Gebildeten uns stets einflößt.

7. November.

Zuviel hat sich in den Tag hineingedrängt, als daß ich ein richtiges Bild zu geben vermöchte. Und doch, im Augenblick, da sich das Gartentörchen hinter mir schloß und ich hinausschritt in die herbstliche Landschaft, brach auch die Sonne

durch den dichten Nebelschleier. Der Wälder reiche Farbenpracht, vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rotbraun, hob sich leuchtend vom mattblauen Himmel ab. Aus dem Tal schimmerten weiße Häuschen. Ueber allem lag Glanz und Friede. Wohl trug ich schwer an meiner Reisetasche; aber mir war, ein bißchen von der Sonnenherrlichkeit, die mein Auge entzückte, sei darein verpackt und ich dürfe das seltene Gut den Freunden bringen. Dieses Bewußtsein machte mich unbeschreiblich glücklich. Meine Füße, des Gehens ungewohnt, schlichen nur langsam bergab, die Seele dagegen flog allen entgegen, die sich nach Licht sehnen. Im Dorf herrschte geschäftiges Leben. Frauen und Mädchen rüsteten Häuser und Wege für den Sonntag zurecht. Mit flinker Hand wurden die welken Blätter fortgefegt. Die Straße glich einem Tanzboden. So gehen wir oft auf glattem Steig dem schwersten Ziel entgegen. Gibt es ein schwereres, als ein Herz betrüben zu müssen? Dem Freund, der mich am Bahnhof erwartete, habe ich in der ersten Minute mit einer bittern Wahrheit alle Wiedersehensfreude vergiftet. Allein es reut mich nicht. Wie ein Kind, das sich trotz strengstem Tadel von der Mutter nicht abwendet, sondern um Trost bittet, hat er sich ehrlich ausgesprochen. Ich habe ihn bewundert und insofern auch mein Teilchen gelitten, weil ich ihm dies nicht zeigen durfte, sondern als bleiche Sonnenscheibe hinter den grauen Nebelwolken des guten Tones blieb.

26. November.

Beim strömendsten Regen bin ich gestern nachmittag heimgekehrt. Die weißen Häuschen im Tal, die so freundlich geglänzt hatten, als ich vor Wochen den Berg verließ, waren jetzt unbedeutende helle Punkte im Nebelgrau. Sie erinnerten mich an die Möwen, die oft in ähnlicher Weise aus der dicken Morgendecke unserer Limmat hervorgelugt hatten. Ueber den Regen, der in großen Tropfen aufs Verdeck des Wagens fiel, freute ich mich; 's war doch kein Schnee! Auch heute morgen war ich innig froh, als Straße und Wiesen frei waren. Nachmittags schien sogar die Sonne; sie umspielte die Bilder auf meinem Schreibtisch und log ihnen und mir allerlei vor. Bald hernach brach ein Wirbelsturm los mit Schneeflocken von der Größe eines Frankenstückes. Gleich einem Wildfang, dem man zuerst den Eintritt verweigert hatte, kam der Winter, laut und trotzig. Mir verging Sehen und Hören, als ich beim Pfiff des Postboten zum Gartentörchen eilte. Im Nu war ich durchnäßt. Schnee in den Ohren, in den Haaren, im Genick. Ich schüttelte mich wie ein begossener Pudel und verwünschte im stillen, wie schon so oft, den Winter mit all seinen Schrecken. Im übrigen freute ich mich, wieder hier zu sein. Die vielen Erlebnisse geselliger und seelischer Art haben mich müde gemacht.

27. November.

Wie draußen der Schnee auf Wegen und Wiesen, so häuft sich die Arbeit im Hause. Ich weiß nicht, wie und wo ich wehren soll. Hungrigen Vögeln ähnlich, die unruhig im Winde flattern, fliegen meine Gedanken von allen Hantierungen weg zum Tagebuch und auf dieser Brücke zu den Freunden.

29. November.

Als ich am Morgen die Läden öffnete, begrüßten mich Sonnenschein und sonntägliches Glockengeläute. Mir wurde ganz feierlich zumut; allein der Haushalt gönnte mir keine Rast, sondern trieb mich unbarmherzig treppauf und treppab. Nur das Bewußtsein, daß Sonntag sei, daß ich wenigstens geistig ruhen müsse, ließ ich mir nicht rauben, und Grüße der Freunde waren meine Sonntagsfreude.

30. November.

Welche Kontraste! Heute nur Nebel draußen und eine Dunkelheit, die sich gar nicht schildern läßt. So sieht es manchmal in unserm Innern aus, wenn freche Spatzen der Verzagtheit an der Seele knuspern und sich ebensowenig verscheuchen lassen wie die unsrigen, die im Vogelhäuschen auf dem Balkon den Finken und Meisen alle Krumen wegstibitzen.

Nachts. Der Tag verlief still. Keine Besuche, keine Briefe. Ich machte Kleidungsstücke zurecht, die mir von Bekannten zum Verschenken an Bedürftige überlassen worden waren. Bei dieser Beschäftigung sah ich im Geist das junge Mädchen vor mir, das vor Jahren — zur Trauerzeit — die Sachen getragen hatte. Seine

Augen blickten damals nicht schelmisch wie sonst, sondern wehmütig; denn die Kleine sehnte sich nach ihrem toten Vater, dessen Liebling sie gewesen war. Ihr stummer Schmerz paßte schlecht zum schimmernden Glanz des Elternhauses. Armut und Einfachheit hätten ihm als Folie dienen sollen, nicht Fülle und Prunk. Unwillkürlich führte ich im Geist das hübsche Kind mit den blonden Zöpfen zu einem verschneiten Grab. Für mich war sie die verkörperte Waise, die am Hügel der Liebe weint.

2. Dezember.

Nachmittags kam ein junger Bekannter mit seiner Freundin. Verhaßt ist mir diese Bezeichnung, wenn die Betreffende inbezug auf Geist und Bildung unter dem Freunde steht. Weder durch den modernen Hut, noch durch die seidene Bluse mit den Diamanten wird die Kluft überbrückt. Eitelkeit kettet die beiden aneinander. Er läßt sich von ihr verhimmeln, und sie braucht einen hübschen Begleiter für Landpartien. Was man so mit Freundschaft bezeichnet, gemahnt mich an eine Naturerscheinung im Theater, wo uns die Maschinerie über die Wirklichkeit hinwegtäuschen will. Staunend betrachten wir einen Augenblick den Vollmond oder das Gewitter; aber wir werden nicht begeistert und nicht erschreckt. Die Elementargewalt fehlt; wir denken immer an das folgsame Räderwerk hinter den Kulissen.

Bei einbrechender Dunkelheit holte eine arme Frau die Wintersachen, die für sie bereit lagen. In ihrer ehrlichen Freude erschien sie mir viel würdiger und ebenbürtiger als das elegante Mädchen, mit dem ich stundenlang zu Tisch gesessen hatte.

3. Dezember.

Ein prächtiger Tag! Mittags Sonnenglanz, abends Vollmond, und dazu die leuchtende Schneelandschaft mit den bereiften Bäumen. Eine solche Feenpracht läßt sich nicht schildern.

Wir hatten wiederum Gäste, die mich zum Nachdenken anregten... Als ich kürzlich in der Stadt war, machte mir eine Bekannte den Vorwurf, ich sei ungerecht gegen das weibliche Geschlecht und verkenne seine stille Größe. Diese Bemerkung hatte mich sonderbar berührt; denn vor Jahrzehnten bat ein väterlicher Freund inständig: „Etudiez l'homme et vous l'aimerez!" Und nun tauchte eine ähnliche Ermahnung auf, die bezweckt, ich solle mich mehr um die Frau bekümmern als bisher. Wie damals, versprach ich auch diesmal, mein Bestes zu tun.

Was mich gewöhnlich von den Frauen fernhielt, war ihre Leere, ihre Interesselosigkeit. Durch die geistige Unterdrückung des Mannes seien sie so geworden, lautete der Bescheid. Um diesen Punkt drehten sich heute nacht meine Betrachtungen. Eine junge Gattin war bei uns. Vor Jahresfrist hatte sie uns als Braut besucht und voll Eifer von ihren Plänen für die Zukunft, ihren Pflichten und Bestrebungen gesprochen. Ein geist- und gemütvoller Mann hätte aus ihr, so dachte ich, etwas Hervorragendes machen können. Statt dessen ist sie langweilig-nüchtern im Wesen und so reizlos im Aeußern, als ob der Wunsch: „Ich will ihm gefallen, er soll mich lieb haben" ganz in ihr erstorben sei. Wo liegt die Schuld? An der erwähnten geistigen Unterdrückung? Ich glaube nicht; viel eher an der Bequemlichkeit der Frau.

4. Dezember.

Eine herrliche Mondnacht! Als ich vor einem Weilchen, der Zeiger der Uhr stand auf ¼11 Uhr, hinausschaute, klang fröhliches Jauchzen von der Höhe herab. Dadurch gewann die starre Szenerie, die mich soeben an Segantinis Bild vom Tod erinnert hatte, plötzlich wieder Leben. Der Liebesgruß — ein solcher mag's gewesen sein — hat im Nu alle Kälte besiegt. Ist es nicht immer so? Rafft nicht der verzagteste Mensch sich auf, sobald ein Ton der Liebe an sein Ohr schlägt?

5. Dezember.

Heute kam der Kalender aus St. Petersburg, dessen Mitarbeiterin ich seit Jahren bin, als erster Vorbote für Weihnachten. Wie gern möchte ich ihm eine Standrede halten und ihm erklären, daß die 365 Tage, mit denen er prahlt, auch wieder ein Nichts sind, in das ich wenig hineinbringen werde, weil ich noch immer nicht genügend gelernt habe, mit der Zeit zu geizen.

6. Dezember.

Das Reh, das sich gestern in die Nähe der beim Walde gelegenen Wohnhäuser wagte, nicht als gehetztes Wild, sondern als friedlicher Wanderer, hat richtig pro-

phezeit. Frischer Schnee ist über Nacht gefallen, massenhaft, wie nie zuvor in diesem Winter.

7. Dezember.

Die Welt ist wie ausgestorben. Kein Laut weit und breit und keine Stapfen im frischgefallenen Schnee. Nicht einmal die Katzen aus der Nachbarschaft schleichen herum. Früher litt ich oft unsäglich unter dieser Totenstille. Jetzt kann ich sie ertragen, weil die Welt in meinem Innern lacht und lärmt. Wenn mir die Tagesgeschäfte die nötige Muße gönnen, kehre ich zu einer angefangenen Arbeit zurück. Ein Mann, der sich mit seinen Plänen und Gedanken in seinem behaglichen Studierzimmer vergraben kann, weiß nicht, wie gut er es hat im Vergleich zur Frau, die schaffen möchte und arbeiten muß. Dabei sehe ich im Geist Conrad Ferdinand Meyer vor mir, der schmunzelnd sagte: „Wir Dichter arbeiten nicht, wir schaffen!“ Welch ein Stolz lag in dem Wort! Der Stolz des Entdeckers, des Eroberers, des Machthabers.

Als ich nachmittags am Brunnen Wasser holte, zauberte die Sonne feine Licht- und Farbeneffekte auf die Schneeflächen. Ich wünschte, ein Malerauge hätte sie bewundern können. Einen derben, fast komischen Kontrast bildete ein großer schwarzer Hund, der als einziges Lebewesen auf der weißen Bahn einherschritt. Ich mußte lachen; denn Erinnerungen aus der Jugendzeit lockte er hervor. Mr. Rochester und sein zottiges Tier, die interessantesten Figuren aus „Jane Eyre“, dem vielgelesenen Roman meiner Backfischjahre. Wohl ließ sich kein Rochester blicken. Er spukte bloß in meinem Kopf, weil er trotz aller mir anhaftenden Nüchternheit in jenen Tagen mir auch begegnet war. Schön, stolz, vornehm, geistreich, unglücklich und schlecht war er gewesen, und aus diesen Eigenschaften hatte die Phantasie einen Heiligenschein fabriziert, der weithin das Dunkel des kindischen Unverstandes durchleuchtete.

8. Dezember.

Unsere Tannen heben sich wieder als stattliche Silhouetten vom weißen Grunde ab. Der Föhn hat sich wie ein naschhaftes Kind an ihrem Zuckerguß erlabt.

9. Dezember.

Ich habe sehr früh den Laden aufgemacht. Etwas Schimmerndes lag am Boden. Sofort bückte ich mich, griff danach und erhaschte den Mondschein. Nun erst schaute ich hinaus und gewahrte die helle Scheibe am blauen Morgenhimmel. Das gehört zum Schönsten, was ich kenne.

Eine Stunde später erwachte auch die Sonne und stieg im Süden glühend rot, als Feuerball, hinter den schwarzen Bergen empor. Goldiger Glanz war über die ganze Gegend ausgegossen.

10. Dezember.

Der gestrige Tag blieb schön. Er hat nicht nachgedunkelt wie so viele Blondinen, die auf der Mittagshöhe des Lebens Brünetten sind.

Mir war nur bang um einen Freund, von dem ich lange ohne Nachrichten blieb; doch ich redete mir schließlich ein, sein Schutzengel halte Wacht. Vielleicht würden viele über diese veraltete Kindlichkeit spöttisch lachen — was geht es mich an? Wie der Künstler ein Instrument, das sich nach Jahrzehnten noch nicht abgenützt hat, höher schätzt als eine minderwertige Neuheit, so darf wohl auch eine moralische Schutzwaffe aus dem tiefsten Herzensverließ hervorgesucht werden, wenn es gilt, ängstliche Grübeleien zu überwinden. — Als wir gestern in Betsy Meyers Erinnerungen lasen, aus denen die Gestalt ihres Bruders uns so deutlich entgegentritt, hörte ich Conrad Ferdinand wieder sagen wie bei der ersten Begegnung: „Ich gratuliere zu Ihrem Talent!“

Wie eigentümlich das klang! Wie eine Offenbarung. Ich wollte abwehren; denn was sollte ich mit einem Talent anfangen? Er litt es nicht. Seinen Ausspruch nahm er nicht zurück. Nun haftete er mir an, und ich mußte mich damit zurechtfinden, ob ich wollte oder nicht. Lange und schwer habe ich dagegen gekämpft, wie gegen jede Liebe, die sich meiner bemächtigte. Aber schließlich war Conrad Ferdinand Meyer Sieger geblieben und hatte dem, was er „Talent“ nannte, im Innersten meiner Seele einen festen Platz gegraben. Schwerlich hätte ein anderer dies vermocht. Fräulein Betsy hat recht, ihren Bruder dem Geologen zu vergleichen, der

mit seinem Hämmerchen an die Felswand klopft.

12. Dezember.

Ein sonniger Tag voll Licht und Freude. Besuch und Geplauder.

Spät abends, als wir längst Türen und Läden geschlossen und gleichsam mit der Außenwelt abgerechnet hatten, überraschte uns noch Gesang. Trotz Kälte, Nacht und Schnee hatten sich zwei junge Mädchen aus der Nachbarschaft unter unsere Fenster postiert und schmetterten mit ihren frischen Stimmen Heimwehlieder und Jodler in die Stille hinaus.

„Ueber de Berge chunnt d'Nacht,
Aber de Herrgott wacht,
Sternli, liebs Sternli, guet Nacht!"

Ja, gute Nacht!

15. Dezember.

Ein jugendlicher Balladendichter, der uns kürzlich besuchte, trauert offenbar darüber, daß seine Vorfahren als illegitime Sprossen eines alten Adelsgeschlechtes jahrhundertelang in bäuerlichen Verhältnissen lebten. Mir scheint, er würde seiner Seele Seligkeit verkaufen, wenn irgendein Richterspruch jene Illegalität aufheben könnte und ihm nun gestattet wäre, das Adelsprädikat zu führen. Und warum? Weshalb hält er, dem die Zukunft gehört, der Geld und akademische Bildung besitzt, den in unserer Republik ungültig gewordenen Adel für wünschenswert? Er erblickt in ihm den festen Faden, der den einzelnen mit der Geschichte verbindet. Eine angereihte Perle möchte er sein.

Daß Professor Hilty nicht ohne Berechtigung in seinem Politischen Jahrbuch erklärt, auch unserm demokratischen Land täte ein Adel not, der sich auszeichnen würde durch Festigkeit der Gesinnung und Einfachheit der Sitten und dadurch einen Mittelpunkt zu bilden vermöchte für die große Masse, wird niemand ableugnen. Zu einer solchen Elite sollten sich unsere jungen Leute scharen, auch ohne mittelalterliche Adelsattribute. Als einzelner vermißt jeder den Halt, den die Geharnischten ihren Abkömmlingen vererbt haben. Sobald dieses Erbe nicht überwuchert wird von körperlichen und geistigen Gebrechen, sondern sich rein bewahrt im Sturm der Zeit, hat es heute noch Gültigkeit, eine Gültigkeit, die kein Regierungsprogramm, kein Gesetzesparagraph vernichten kann.

Die beiden Sängerinnen brachten uns wieder ein Ständchen. Ich ging mit der Laterne hinaus, um zu danken. Das eine der Mädchen überraschte mich durch nette Manieren; es machte ein Knixchen und schlug dabei seine prächtigen Augen auf, die mit den Sternen, von denen es sang, um die Wette funkelten. Offenbar stammt es von Fremden ab und war nur bei Nachbarn zu Gast.

16. Dezember.

Heute trieb die Sonne ein launenhaftes Spiel. Am Morgen schmückte sie die Gegend als strahlende Braut, nachmittags blieb sie als trauernde Witwe verschleiert.

17. Dezember.

Die Nacht hat Eisblumen an die Fenster gelegt und jedes Efeublatt mit einem schmalen Silberrand umsäumt. Wie Windlichter schimmerten in der Früh die Lämpchen der Nachbarhäuser aus dem dicken Nebel hervor. Von den Umrissen der Gebäude sah man nichts. Nur die kleinen roten Tupfen verrieten, daß hinter der weißgrauen Wand überall geschäftiges Leben sich rege. Tagsüber war das Landschaftsbild mit den bereiften Bäumen wunderhübsch. Die nächsten Baumgruppen nahmen sich in ihrer feinen Schattierung so zierlich aus wie die aus Seidenpapier hergestellten Szenerien unserer Großmütter.

Wie unendlich viel Geduld und Formensinn erforderten jene Arbeiten — und wohin ist beides gekommen? Heute fragen wir zuerst nach dem Inhalt, viel weniger nach der Form; denn der Geist hat sich von der Schablone losgerissen. Ist es nicht bei der Schrift ebenso? Mühsam lernt das Kind die ersten Buchstaben bilden und reiht sie zu Worten, die noch keinen Sinn haben, deren saubere Ausführung aber Freude bereitet. Später dagegen vermag die großartigste Kalligraphie uns nicht über leere Phrasen hinwegzutäuschen, und wir nehmen uns kaum Zeit, der Deutlichkeit zu ihrem Recht zu verhelfen, wenn die Lettern wirklich Träger unserer Gedanken sind.

5. Januar.

Während der Festzeit ruhte das Tage-

buch. Nun wird es allmählich still. Selbst die Briefe rücken nur noch vereinzelt ein, und der Gabentisch soll beseitigt werden, damit der Alltag sich wieder breitmachen kann. Ein bißchen bang ist mir dabei zumut; denn die ernste Frage: „Was werden wir zusammen erleben, all die Gegenstände und ich?“ läßt sich nicht zurückdrängen. Wer so einsam haust, sucht und findet eine Seele in jedem Ding und führt gewissermaßen ein Märchendasein. Im Buch verkörpert sich der Geber. Nehme ich es zur Hand, so setzt er sich zu mir, und wenn ich zu lesen meine, plaudere ich im Geist mit ihm.

10. Januar.

Ueber Nacht ist Schnee gefallen, aber nur spärlich, als hätte man sorgfältig den Rest einer Zuckerstreubüchse ausgeleert. Das gibt im Verein mit dem Nebel dem Tag einen geizigen Anstrich. Selbst die Sonntagsglocken klingen heiser — Influenzatöne.

Viel Freude sollte man jetzt bereiten dürfen, um für den fehlenden Sonnenschein einen Ausgleich im Gemüt zu schaffen. Gäste kamen und erzählten von Tanz und Schmaus, den Freuden der Jugend. Auch ein Brief meiner Freundin, der Sängerin, berichtet von einem fröhlichen Festgelage, mit dem ihre kleine Häuslichkeit in der Weihnachtswoche eingeweiht worden sei. War das ein Glück, endlich im eigenen Heim die Bekannten bewirten zu können! Ich kann es ihr nachfühlen, obwohl sie glaubt: „Sie können nicht verstehen, wie so einem fahrenden Komödianten zumut ist, der sich sein Nest baut!“ O doch, ich kann's verstehen und freue mich, daß ich aus der Ferne dieses zwitschernde Vögelein beobachten darf, wie es Halm um Halm zuträgt. Von meiner Warte aus schaue ich so vielen nach, die fortflattern. Würde der Blick an meinen vier Wänden haften bleiben, wie bald müßte alles Verständnis ersterben!

18. Januar.

Frühlingsahnen draußen und Frühlingserinnern drinnen. Die Epistel einer alten Bekannten hat mich in die früheste Jugendzeit zurückgetrieben, wo ich täglich bei der Neuvermählten anklopfte und ihren Stolz über jedes Stück des einfachen Hausrates teilte. Schöne alte Stühle mit hohen Lehnen besaß sie; aber die Ueberzüge waren abgenützt. Da hatte sie einen großartigen Einfall. Aus unbrauchbar gewordenen Kleidungsstücken ihres Gatten — alle hatten dieselbe Farbe — schnitt sie schmale Streifen, die sie mit roter und blauer Wolle zusammenhäkelte. In dieser Weise schmückte sie ihre Wohnung.

Wenn andere sich darüber belustigten, daß die angebetete Lehrerin in reifen Jahren habe heiraten mögen und aus dem Idol der Schule nun eine Sklavin des Hausstandes geworden sei, hing ich schweigend meinen Betrachtungen nach. Den Entschluß zur Heirat konnte ich auch nicht recht begreifen; allein was sie gezeitigt hatte, das imponierte mir: die opferwillige, hingebende Liebe.

Trotz dem großen Altersunterschied wurde ich bald die Vertraute der in ihren Gattin- und Mutterpflichten förmlich schwelgenden Frau. Sie besprach vieles mit mir, was man sonst vor den Ohren eines Konfirmandenkindes verheimlicht, und ließ mich dadurch tiefe Einblicke in das Wesen der Ehe tun, die mich zu ernstem Nachdenken nötigten. Daß sie für viele ein Glück bedeute, jedoch nicht für alle möglich wäre, wurde mir damals schon klar. „Ich werde nicht heiraten,“ war meine Losung. Hätte man mich nach dem Grund gefragt, würde ich der Wahrheit gemäß geantwortet haben: „Weil ich die Männer nicht mag.“ Wohl schüttelte die erfahrene Freundin mißbilligend den Kopf über solche Schrullen; doch war sie zu verständig, um mich, der Zeit vorgreifend, bekehren zu wollen. In ein Poesiealbum, das sie mir in jenen Tagen schenkte, schrieb sie als Widmung Rückerts Verse:

„Sucht ihr nur das Wahre, Gute, Rechte,
Sucht ihr auch auf anderm Weg als wir's:
Heil dem menschlichen Geschlechte,
Finden wir's nicht — gut, so findet ihr's.“

Nachts. Als ich die Läden schloß, weckte das helle Sterngefunkel die Erinnerung an ein Liedchen, das sie mir mit ihrer schönen Altstimme vorsang, so oft sie mir eine besondere Freude bereiten wollte. Längst ist es außer Mode:

„Du kleines, blitzendes Sternelein,
Was blinzelst du mir denn zu?
Ich hab' auf Erden ein Sternelein,
Das ist viel schöner als du!“

Bei der einfachen Weise, der ich so gerne lauschte, dämmerte eine Sehnsucht in mir auf nach dem Weggefährten, ohne dessen Gruß der Lebenshimmel dunkel wäre...Jetzt bringt mir mancher Brief die Bestätigung, daß selbstlose Freundschaft zwischen Mann und Weib der hellste Stern ist, der uns leuchtet.

Die Belagerung von Kremna.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Hermann Hesse, Bern.

Zur Zeit der Kaiser Aurelian, Tacitus und Probus hatte in den seit Jahrhunderten als Räubernester verrufenen kleinasiatischen Provinzen Isaurien, Pisidien und Lykien ein gewisser Lydius einen gefürchteten Namen. Er war ein Isaurier und unter Philippus Arabs geboren, und fast alle seine Vorfahren waren Räuber gewesen. Sein Vater war auf einem Beutezug in Lykien umgekommen, sein Großvater und zwei Oheime am selben Tage am Galgen gestorben. Sein ursprünglicher Name ist unbekannt; von seinem zwanzigsten Jahre an nannte er sich Lydius und machte sich unter diesem Namen in jenen Ländern berühmt.

Lydius war von Natur ein kluger und besonnener Mensch, kühn, doch maßvoll in seinen Unternehmungen. Er wußte die Menschen zu benützen und ihre Liebe oder Furcht seinen Absichten dienstbar zu machen. So klomm er rasch von Erfolg zu Erfolg und kostete schon als Jüngling Ruhm und Macht, ohne dessen müde oder gesättigt zu werden. Erst in der Zeit nach seinem dreißigsten Jahre, als ihm immer kühnere Handstreiche wie Wunder glückten, begann ihn der Rausch und Uebermut der Unbesiegbaren zu erfassen, sodaß er die von den Göttern gesetzten Grenzen überschritt und endlich jäh zu Falle kam.

Bei einem Zuge durch Kilikien, den Lydius mit seiner zahlreichen Schar unternahm, stieß einst ein jonischer Grieche namens Hephaistion zu ihm, der bisher den kilikischen Seeräubern Dienste getan hatte, nun aber es vorzog, dieser berühmten Schar zu folgen. Von da an vermochte Lydius immer größere Dinge zu unternehmen, die ihm alle gelangen; denn dieser Hephaistion war ein listenreicher, geschickter Mensch voller Anschläge und Erfindungen. Er sprach wohl fünf Sprachen, konnte Karten zeichnen und Spionage treiben, verstand Kriegs- und Belagerungskünste, namentlich aber zeichnete er sich als Scharfschütze und Maschinenbauer aus. Er stellte sinnreiche Wurfmaschinen her, mit deren Hilfe er, sei es mit Pfeilen oder Steingeschossen, seinen Mann auf große Entfernungen sicher traf, und im Fernkampf verstand er sich jedes Gelände listig zunutze zu machen, auch mußte er bei Belagerungen die Erdarbeiten an Schanzen und Gräben leiten.

Lydius wußte wohl, was er an diesem Manne besaß. Er erwies ihm Ehre und Freundlichkeit, gönnte ihm doppelten Beuteanteil und die nächste Stelle nach ihm selbst. Anfangs hatte er ihn nicht ohne Mißtrauen und Eifersucht betrachtet, da er fürchtete, es möchte ihm in diesem griechischen Tausendkünstler ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, der ihn am Ende eines Tages stürzen könnte.

Doch sah er bald, daß Hephaistion ihm selbst zwar in manchen Künsten und Gaben überlegen, dennoch aber nicht zum Herrschen geboren sei. Und wirklich hätte jener, trotz seinem Geiste, nicht zum Anführer getaugt; dazu fehlte ihm der beherrschende Blick, die mächtige Gebärde und der blinde Todesmut, ohne die niemand auch nur die kleinste Schar Männer in Gehorsam und Abhängigkeit zu halten vermöchte. Darum ließ er sein Mißtrauen fahren, und auch der Grieche war es ganz zufrieden, sein Ratgeber und oberster Untertan zu sein, statt selber nach der Herrschaft zu streben.

Lange Zeit hielt sich die Schar, mehrere hundert Mann stark, in der kleinen Provinz Pisidien, einem Teile von Pamphylien, auf. Die Bauern wurden um Vieh und Korn, Obst und Wein, die Städter und Kaufleute um Geld und Waren gebracht, und niemand wagte sich dem mächtigen Hauptmann zu widersetzen. Es liefen Klagen und flehentliche Bitten um Beistand beim Statthalter der Provinz